

Herbstlied.

Wie Moosschwingen schimmern im Blau
Kinderdrachen.
Goldene Bisher hüllen die Au-
fels in Lachen.
Grüner Birken wehenes Kleid
über der Heide.
Und in bläuber Einsamkeit
wir beide.
Aus dem Dunkel der Tannenwand
auf Windeswegen
Rufen Gloden ins fromme Lan-
den Abendregen.
Still im herbenes Tageschein
vergessene Stunden
Fliegen zwei Seelen glüdesanden
—
verbunden.

Elly Schneider.

Die kleine Erika.

Novelle von
Karl Geyer.

"Denkst Du daran," sagte die blasse Frau, "daß morgen ihr Geburtstag ist?"
"Ja," antwortete der Mann, "Eritas Geburtstag, ihr fünfter... wie die Zeit vergeht!"
Die blasse Frau sah ihn mit müden Augen an.
"Rein, Johannes, die Zeit fliehet still. Endlos, endlos sind die Jahre."
"Sie schmecken heute," sagte die Frau dann leise, "gelbe Wachstern, die sollen uns den Kuchen brennen. Es ist ein schöner, alter Brauch."
"Und was hast Du noch für Gerüche?"
"Nichts — ich habe nichts erwirbt."
"Ich bitte Dich, Laura, ein fünfjähriges Mädchen kann doch viel gebrauchen. Süßigkeiten, Ballschläger, Reisen und noch mehr."
Die blasse Frau antwortete nicht. Sie blickte ins Leere. Dann sagte sie ganz leise:
"Fünf Jahre wird sie alt. Ein großes Mädchen schon!"
"Komme, Liebste," sagte der Mann, "wir wollen für unser großes Mädchen Einkäufe machen!"
"Wißt Du nicht allein gehen, wie im vergangenen Jahr?"
"Er schüttelte den Kopf.
"Rein, Laura, Du mußt mich begleiten."
Dann gingen sie. Beirten in einem Spielwarenladen ein und kauften wahllos ein. Wilderhüter, Puppen, Wälle... alles, was die Verkäuferin empfahl.
Mit großen und kleinen Paketen beladen fuhren sie zurück. Sie sprachen nichts. Der Mann sah die blasse Frau an, die neben ihm in der Droschke saß, heimlich von der Seite. Ach Gott, wie schmal war ihr Gesicht, wie blank ihre Wangen! Dieses war ihr schlimmste Zeit. Jahr für Jahr. Rein, eine Mutter kann ihr Kind nicht vergessen, nie... und wenn es auch wie die kleine Erika lebe und sanft forttage, im zweiten Lebensjahre. Wenn es nur knapp zwei Jahre auf Erden weilte und dann nichts mehr war, als nur eine süße und traurige Erinnerung. Sie wollten es beide nicht für Wahrheit nehmen. In diesen kraulen und so stieflosen Tod eines Kindes konnten sie nicht glauben. Das war

ja unmöglich, daß es nicht mehr lebe. So widerständig. Ungesährte Kinder, die den Eltern schwere Bürde oder ungenollte Last waren, ungesährte, leben. Und dieses Kind, dieses vergessene kleine Mädchen, ihr Mädchen, mußte einer dummen Kinderkrankheit erliegen, die an Millionen hundert vorübergeht!
Das konnte nicht wahr sein. Erika sollte leben!
Und der Wille dieser beiden Menschen ließ das tote Kind weiterleben.
Anfangs hatten sie ihre Gedanken voneinander geheim gehalten, als schämten sie sich des erhabenen Glaubens. Hüteten sich sorgsam, von dem kleinen Erika zu reden, bis daß nach und nach ihre zurückgedämmten Gefühle ineinander überfloßen. Da verging kein Tag, an dem nicht der Name des roten Kindes genannt wurde. Es lebte, und sie lebten nur für das Kind. Sie schlossen sich von der Welt ab, blieben einsam mit ihren Gedanken und mit ihrem Festlich. Ganz langsam waren ihre trauerollen Gefühle milder geworden, langsam hatten sich ihre Seelen geglättet. Nur diese Geburtstage waren immer tieftraurig!

Es würde morgen genau so sein, wie all die anderen Jahre. Die blasse Frau würde heimlich in ihr Zimmerchen gehen, den Tisch mit einer weißen Decke schmücken, den Kuchen und die Geschenke schön aufbauen, die Wachstern entzünden und dann mit der Tischglocke läuten, zum Zeichen, daß die Besichtigung beginnen konnte. Dann würde der Mann leise eintreten, mit ihm der Schatten des toten Kindes, Hand in Hand würden sie vor dem brennenden Kerzen stehen, vor dem brennenden Spielzeug, schweigend. Bis daß die Frau aus dem Zimmer ging, sich irgendein Winkelchen suchte, in dem sie sich verhielte, während er die Portierfrau heraufholte, die in einem großen Mantelrock den Kuchen und die Puppen und die Wilderhüter einsammelte und fortrug. Schredlich war das. Eine Qualerei — aber sie ließen es nicht.
Es dunkelte schon, als sie zurückkamen. Vorständig legten sie die Pakete auf den großen Tisch im Wohnzimmer, gingen in das Arbeitszimmer des Mannes und setzten sich still hin. Jeder auf seinen gewohnten Platz. Rötlicher Glanz vom Abendhimmel lag über dem Raum, ruhig und langsam tickte die große Standuhr. Reiner sprach ein Wort; es war gerade, als fürchteten sich beide Menschen auszusprechen, was ihre Gedanken beschwerte. Unsichtbar stand die kleine Erika zwischen ihnen.
"Johannes..."
"Laura?"
"Ich habe Angst."
Der Mann stand auf und legte sanft seine Hand auf ihre braunen Haare: "Wer, Liebste, moor fürchtest Du Dich?"
"Vor morgen."
"Vor Eritas Geburtstag?"
"Ja."
"Mußt keine Furcht haben," sagte er sehr sanft, "es ist doch ein Tag wie alle anderen."
Sie schüttelte den Kopf. "Rein, Johannes, es ist mehr. Es ist der letzte Geburtstag der kleinen Erika."
Er verstand sie nicht und erschrak.
"Was — was meinst Du, Laura?"
"Ihr letzter Geburtstag," wiederholte sie. "Wir werden Eritas Geburtstag nicht mehr feiern. Das macht mich ängstlich und traurig."
"Wie Du willst. Vielleicht ist es das beste."
Sie nahm seine Hand von ihrem Scheitel und hielt sie mit ihren beiden schmalen Händen umspannt. "Versteht Du mich nicht, Johannes?"
"Rein," flüsterte er erregt.
"Wir werden... sie fluchte, suchte nach Worten. "Wir werden nächstes Jahr einen anderen Geburtstag feiern..."

den Geburtstag eines lebenden Wesens." Nach ließ sie seine Hand los und bedeckte ihr Gesicht.
Der Mann laut auf die Knie, nicht anders, als habe ihn ein Blitz gefasht, umlammete ihren Leib. "Du Du," schluchzte er, "Du, Erika, mein Glück. Welch unfaßbares Glück."
"Sie sah ihn an, hob seinen Kopf hoch mit beiden Händen. "Wird es unter totes Kind vergehen?" fragte sie leise.
"Ja, ja, ja," rief er aus und küßte sie, ihre Hände, ihr Angesicht.
Voll Glückseligkeit entschwand die Stunde. Im Dunkeln lag das Haus, im Dunkeln das Zimmer. Da huschte die Frau zur Tür hinaus, ging in das Wohnzimmer, nahm die Pakete mit dem Geburtstagsgeschenken der toten Erika und verpackte sie tief in einen Schrank. Dort sollten sie ruhen bis zum nächsten Jahr, bis zu dem Geburtstag eines anderen Kindes...

Warum mir die Barmaid eine liebe Nachbarin war.

Eine durchaus moralische Geschichte von
Fritz Neulander.
(Nachdruck verboten.)

Ich wohne in einem multifajlichen Hause. Unter mir praktiziert ein Zahnarzt, der seine Patienten zum Singen bringt, neben mir wohnt ein Musikfeind, der die neuesten Tänze auf dem Klavier übt — mandmal kling es wie ein Verjagtermarisch —, und über mir domiziliert ein Schneider, dessen Nähmaschine jedoch nicht ganz so geräuschvoll ist wie das Piano des Nachbarn, "Musikfeind" (also ist der Tonangelim im Abreißbuch verzeichnet). Wir leben unter einem Dache in schönster Eintracht. Mandmal streit auch zur Abwechslung der Schneider, und der Zahnarzt läßt Hölle, nur der Musikfeind macht fortwährend in neuen Tönen.
So ging es, bis ein Gespenst auftauchte: Zwangseinquartierung. Der Schneider und der Zahnarzt sind "gewerbliche Betriebe", ihnen kann das Wohnungsmant sonst was. Der Musikfeind ging ans Vermieten. Es kam zu ihm zuerst ein Stublois. Der gute Junge war so unbedacht, auf die "schwere wirtschaftliche Lage" des akademischen Nachwuchses hinzuweisen; da bekam er nicht das Zimmer. Mietelustige kamen, Mietelustige gingen; vierbundert Märier für ein Zimmer wollte keine betrappen. Eine entloß sich endlich dazu; angeschlossen ist ihre wirtschaftliche Lage doch besser als die des Stubloisen: eine Barmaid.
Wenn es jetzt im Hause nach Schweinebraten roch, wußte man: der Musikfeind; Runkelst, wenn man hundert Mark wöchentlich für den Fleischer übrig hat! Der Musikfeind wurde immer fetter, seine Tänge immer fetter und behäbiger. Die Nähmaschine hätte jedes Kinn gegen das Klavier gewonnen. Dafür wurde aber auch der Meister der Nadel immer schlanker. Ich muß sagen, daß ich den Tag pries, der die Barmaid ins Haus gebracht hatte.
Eines Nachts gab es aber im Hause eine mächtige Spektakel, der, so unglücklich es klingt für die Konstitution des Musikfeindes und für meinen Mittagsschlaf nachteilige Folgen brachte. Man hörte den Hauswirt im Vortere auf "Weißgand" fluchen. Er hatte aber auch allen Grund dazu, wie sich bald herausstellte.
Der Schneidermann erkrankte tags darauf folgenden Bericht. Er war abends nach Hause gekommen, als es so häufig, das Treppenlicht streifte. Beim Betreten der Treppe stolperte er über einen menschlichen Körper. Der mackre Schneider forcht sich nicht, schob seinen Revolver ab und brüllte wie der Stier

Die Liebe des jungen Stillfried.

Roman von
Hermann Wagner.

11. Fortsetzung. Nachdruck verboten.
Einen Ausweg wußte Reinhold Knechtlich, denn er brachte ihn viel nötiger als die Amans. Seitdem der Vorschlag laut geworden war, Stillfried die materiellen Zuschüsse zu entziehen, hatte sich des Kandidaten eine große innere Unruhe bemächtigt. Mit Recht. Oder waren die Zuschüsse, die Stillfried erhielt, nicht auch die seinen? Und entzog man das Geld, das man dem Schüler vorzuenthielt, nicht auch dem Lehrer?
"Ich bin der Meinung," sagte der Kandidat und wachte dabei recht bekümmert drein, "die Liebe, von der Stillfried besessen ist, ist eine Krankheit. Und eine Krankheit muß man heilen. Und man heilt auch die Liebe, wie jede andere Krankheit, am besten mit den Methoden der Homöopathie."
Das war ein Vorschlag, der berechtigtes Aufsehen erregte. Man lauschte zunächst, griff sich an den Kopf und dachte nach. Die Liebe — eine Krankheit? Doch, doch, nur — es war wohl doch einigermaßen gewagt, anzunehmen, daß man gerade dieser Krankheit — "diesem Gift!" sagte Onkel Theodor — mit den Mitteln der Homöopathie beikommen könne...
"Similia similibus!" lächelte Reinhold Knechtlich. "Man bekämpft ein Gift durch ein anderes Gift!" Und man treibt den Dussel der einen Liebe am besten durch den Belegbuch einer anderen aus!
Man war platt, einfach platt. Man war so platt, wie es nur Menschen sein können, die mit der Natur kluglich auf eine Idee gefasht werden, die sie eigentlich selbst hätten haben müssen und die sie doch nicht hatten. Jetzt hatten sie sie mit einem Male alle, besonders der Onkel Theodor, der doch in Dingen der Liebe kein heuriger Hale mehr war, wozu sein. Nicht demnach *Jeannus oblegen*.

"Natürlich," rief er aus und drückte dem Kandidaten dankbar die Hand, "gegen ein Frauenzimmer hilft am besten sogleich ein zweites, und gegen das zweite dann ein drittes. So habe ich es immer gemacht, und so bin ich schließlich alle losgeworden."
"Nur die Gidit nicht!" bemerkte Tobias Tunkle bissig.
"Und eigentlich ist es auch sinnhaft," wendete Tante Lene ein.
"Der Zwed heiligt hier das Mittel," hielt ihr Herr Siegfried Aman entgegen, "und ich finde überhaupt, daß der Junge viel zu ideal ist!"
"Das muß anders werden," höhnte Tobias Tunkle, "es ist allerhöchste Zeit!"
Man steckte die Köpfe zusammen und beriet hin und her. Man erörterte das Problem von allen Seiten. Es war eines von jenen Problemen, die verzwickelt sind. Bereitet es einer Familie, die um das Wohl ihres Sprößlings besorgt ist, schon Schwierigkeiten genug, ihren Schutzbefohlenen aus einer Liebschaft herauszubringen, so wachien diese Schwierigkeiten noch, wenn es sich darum handelt, für ihn eine Liebschaft erst zu finden. Der Fall ist ungenügend. In der Regel suchen sich die Herren Söhne ihre Liaisons selbst.
"Ich war in einem solchen Falle immer fürs Theater," bekannte Onkel Theodor.
"Dann müßte es aber eine Künstlerin von Rang sein," sagte Tante Ottilie, die auch in diesem Falle ästhetische Forderungen stellen zu müssen glaubte.
"Künstlerinnen von Rang sollen sehr teuer sein," warnte Tobias Tunkle.
"In keinem Fall dürfte es eine Dame vom Variete sein," protestierte Tante Lene.
"Das Geld spielt hier gar keine Rolle," erklärte Herr Siegfried Aman, "die Hauptsache ist, daß der Junge zur Verwunsnt kommt."
"Ich stelle zu diesem Zwed einen jeden Betrag zur Verfügung!" rief Onkel Theodor begeistert aus. "Schließlich haben wir es ja dazu!"

"Sparsamkeit wäre hier auch an völlig verkehrtem Plage," warf der Kandidat ein.
"Aee, was ein ordentlicher Mann ist, der part in der Ehe," nickte Tobias Tunkle, "und der part vor allem mit dem Gelde seiner reichen Frau."
"Jugend muß sich auskosten," schloß Herr Siegfried Aman die Debatte. "Und ich schlage deshalb vor, daß wir über den Antrag des Herrn Kandidaten abstimmen. Wer dafür ist, der hebe die Hand!"
Alle hoben die Hand, selbst Tobias Tunkle, der grinsend sogar beide Hände hoch warf, und nur die Mutter, Frau Lucie Aman, sah bekümmert und verächtlich auf ihrem Stuhl, wehmütigen Erinnerungen an den ersten Heiden und Liebhaber Stillfried Käbel vom Stadttheater in Prenzlau hingegeben, der in der Liebe ganz anderen Anschauungen gehuldigt hatte...
Der Antrag war also mit Stimmenmehrheit angenommen, und es handelte sich jetzt nur noch darum, eine Möglichkeit zu finden, ihn zu realisieren.
Und da richteten sich die Augen aller unwillkürlich gespannt und voll Erwartung teils auf den Kandidaten, teils auf Onkel Theodor. Letzterer dankte für das so spontan in ihn gesetzte Vertrauen mit einem holzen Lächeln, erheer mit einem schämigen Senken der Augen.
"Wir beideln die Sache schon," lächelte Onkel Theodor, siegesgewiß, die Details, denke ich, die bespreche ich nachher mit dem Herrn Kandidaten selbst."
Dieser nickte. "Ich stelle," versprach er, "meine schwachen Kräfte gern in den Dienst der guten Sache."
"Und Knebel," verkündete Herr Siegfried Aman unumwunden, "steigt morgen raus!"
"Wenn es doch gut ausgehen möchte," hauchte Tante Lene bang.
Tobias Tunkle ried sich schadenstrosch die Hände. "Das wird es! Darauf nehme ich Gift!"
"Seien Sie recht vorsichtig," ermahnte Tante Ottilie erötend den Kandidaten.
Reinhold Knechtlich küßte ihr mit Ausstrahl die Hand. "Was mich betrifft," flüsterte er zärtlich, "so kann mir

von Ark, "Hie, Endreiser!" Einer so energischen Auf-
berung konnte der am nächsten wohnende Wirt des Hauses
nicht widerstehen und erschieß allgütlich im Nachbardom, mit
einer alten Kavalierpistole bewehrt. Ihm folgte auf dem Zuge
sein müdliches Gewehr mit entzündeten Kerze. Die mater
hospitalis kam mit geringer Mühe zu folgender Personenbe-
standsaufnahme:

Zwei bewaffnete Männer standen einem liegenden weib-
lichen Individuum gegenüber. Unter diesen Umständen kamen
die Bewaffneten schnell überein, die Wunden zu freilegen,
garnal sich die Fremde schnell als Hausbesorgerin anzupre-
sen, es war Mühsalsträcker Barthe. Ihr Zustand machte jedoch ein
Erstinken der Treppe unmöglich. Rißs und Eckart sind
schwere Getränke, die in Massen genossen, einen schon in der
Bibel beschriebenen Zustand erzeugen, selbst dann, wenn man
allseitlich mit ihnen verkehrt. "Das Frauenzimmer muß aus
dem Hause," betrauerte der Herr des Gebäudes, und vier-
zehn Tage später konstatierte die moralische Majorität der
Hausbesorger — ich gehöre in diesem Falle nicht dazu —
mit Genehmigung den vollzogenen Erbes der Barmaid.

Selbst wohnte bei Mühsalsträcker ein magerer Student
für 150 Mark monatlich. Die Brandstätte haben sich definitiv
verfälscht, der Mühsalsträcker ist auf seinen ehemaligen Lebens-
umfang reduziert und seine Galoppaden werden wieder zu
mittagelochender Zeit in feriosem Professoreno aus der Klavier-
formode geföhlt. Hat sich die Barmaid damals nicht so
arg veranpöhlert lassen, könnten sich Mühsalsträcker heute
noch Schmeisener leisten, und ich brauchte nicht unter des
Büßlings Transfuroloso zu äggen.

Vom verstorbenen Bayernkönig Ludwig

Die König Wilhelm von Württemberg, der ihm im Tod un-
mittelbar vorausgegangen ist, ja noch mehr als dieser, ist
Ludwig III. von Bayern ein ausgeprägter bürgerlicher König
gewesen, und der Regent König Ludwig Philipp von Frank-
reich hätte in seine Hand. Niemanden fiel er auf, wenn er,
im dunklen Geßrock und Hühner, seine Frau oder eine
seiner Töchter am Arm, durch die Straßen des gemäßigten
Vorparis-München ging, die Auslagen der Gewächse mit
großer Anteilnahme betrachtend. Die Aufmerksamkeit, die er
den Schaupersonen zuwandte, entsprang lebhaftesten wirt-
schaftlichen Interessen, mit denen er an den industriellen und
kommerziellen Angelegenheiten Bayerns teilnahm. Wo ein
neuer Betrieb eröffnet wurde, welcher Art er auch immer
war, so mußte er ihn bald aus eingehendste besichtigen,
und jede Kunde- und Konsumausstellung zählte ihn zu ihren
ersten Gästen. Von den Wissenschaften interessierte ihn vor
allem die technische; er hat aber in seiner Privatzeit über-
haupt nur selten bei einer Festigung der Akademie der
Wissenschaften gesiebt, und ist mit demselben Eifer in un-
gläublich viele Vorträge aller möglichen Vereine und Gesell-
schaften gegangen. Wenn ihn das Vortragsthema in einer
wissenschaftlichen Gesellschaft oder einem Studentenverein in-
teressierte, so sagte er sich an, sagte sich mit seinem Begleiter
an den Vorstandstisch und hörte bei einer halben Bier auf-
merksam zu. Er nahm auch sein Blatt vor den Mund, wenn er
sich in seinen Erwartungen getäuscht sah und wenn er sich
ärgerde oder langweilte. Er konnte aber auch, wenn ihm die
Sache anregte, Fragen stellen, die manchmal recht unange-
nehm waren, weil sie von Sachkenntnis zeugten, die der
Gegenseite nicht immer vorhanden oder durch die Augen
vor dem hohen Gast vielleicht etwas getrübt war. Er hat
bei solchen Gelegenheiten zuweilen auch gesagt, daß auch ein
gelehrter und unterrichteter Mann wie er in dergleichen Fällen
desinteressiert werden kann, wenn er seine Gedanken nicht bei
der Sache hatte oder ihn die Veranstaltung selbst nicht inter-
essierte. So z. B. bei einer zu wöchentlichen Anwesende
findenden Feierlichkeit eines Studentenvereins, bei der ihm
der Präsident als Stud. Jur. Müller vorgestellt wurde. Der
hohe Gast sah den jungen Mann vor sich an, und dieser
sammelte sich, um der zu erwartenden Frage möglichst geist-
voll und korrekt begreifen zu können, als es endlich aus
dem Gelecke der brisillanten Fäße kam: "Ihr Herr Vater ...
äh ... heißt Müller, nicht wahr?"

In seinem langen Leben hat der nachmalige König so
manches durchgemacht, was auch andere brave Bürgerleute
durchzugehen hätten. Er hat als junger Mann im Kriege
von 66 einen Schutz im Berg bekommen und dann einige
von der militärischen Laufbahn gehabt, er hat sich auch nach
dem Kriege 1871 als Kandidat zum Reichstag aufstellen

lassen und einen Durchfall riskiert, der denn auch erfolgte.
Praktisch tätig ist er vor allem in der Landwirtschaft gewesen,
wo er seine Betriebe mühsamer eingerichtet hat. Land-
wirtschaftliche, volkswirtschaftliche und technische Interessen
haben ihn auch meist dazu veranlaßt, wenn er in der
Öffentlichkeit als Redner hervorgetreten ist. Diese Reden
erzweilten sich eines gewissen Renommées, da sie in Inhalt
und Stil von der sonstigen höflichen Verebamkeit stark unter-
schieden. Sie enthielten gewöhnlich unter Verzicht auf jeden
Schönklang Wahheiten des gesunden Menschenverstandes, die
niemanden verblüfften, die man aber in dieser Art wohl nicht
immer aus dem Mund gekochter Säupter zu hören pflegte.

So anpruchlos wie seine Rede, war auch die äußere Er-
scheinung des Königs; weniger man im Vorgesand man
höchstes Ansehens ersah. Der König besah in München
einen Doppelgänger, der ihm aus Saar gleich, und der er
häufig an der Heißens vorüberging, oft den unheimlichen
Zufallsfall herbeiführte, daß die Waage feinetwegen ins
Gewehr gerufen wurde. Ein Offizier, der das für die Zu-
kunft verflucht wollte, trat eines Tages an den Vorüber-
gehenden heran, ihn zu bitten, doch durch irgend eine Ver-
änderung an seiner äußeren Erscheinung die fatale Ähnlichkeit
mit dem König zu verewigen. Er schlug ihm zunächst vor,
doch den Vollbart abnehmen zu lassen, oder wenigstens
den Bart anders schneiden zu lassen. Aber der Doppel-
gänger des Königs wie die Eingriffe in seine Menschenrechte
entließen zurück. "Könne Sie nicht wenigstens einen anderen
Part einer Weile tragen?" schlug der Offizier ihm dringlicher
vor. Auch damit fand er keine Gegenliebe. "Aun", rief er
endlich verwehrt, "so lassen Sie sich wenigstens die Hosen aus-
hängen."

Zeitschriftenchau.

Das Organ des Vereins für deutsches landwirtschaftliches
Maschinenwesen e. B. (Maschinenvereinsverband Berlin) wird
eine **Maschinenzeitung für die Landwirtschaft und deren technische
Rechenbetriebe** herausgegeben (Verlag: V. Eiser, Berlin). Die
Zeitschrift, die für die deutsche Landwirtschaft und Maschinen-
industrie in gewisser Sinne maßgebend ist, wird besonders wert-
voll durch zwei Beilagen, die zwei der wichtigsten Spezial-
gebiete der landwirtschaftlichen Maschinenbranche behandeln: die
"Maschinenzeitung" und die "Weltzeitung in der Landwirtschaft".
Die "Maschinenzeitung" ist gleichwertig mit der Sangerhäuser "Zeitschrift
für Landwirtschaftsmaschinenindustrie und Handel, dem fähr-
enden Fachblatt für Fabrikanten und Händler landwirtschaftlicher
Maschinen.

Unentbehrlich für jeden Landwirt sind die **Mitteilungen
des Deutschen Landwirtschaftsvereins**, die in der Deutschen
Verlagsanstalt Berlin, erscheinen. Hier findet der Landwirt
die Daten der verschiedenen Ausstellungen, findet die Tages-
ordnungen großer Versammlungen, hier findet er sämtliche
Beschlüsse, die für ihn nur irgendwelches Interesse
haben können. Daneben enthält die Zeitschrift wertvolle Auf-
sätze aus der Feder führender Männer der Landwirtschaft und
zahlreiche Inserate, die dem Landwirt ein gutes Bezugsquellen-
verzeichnis liefern.

Eine sehr zahlreiche Verbreitung können die **Mitteilungen
des Deutschen Industrievereins** aufweisen (Verlag:
Deutscher Industrievereinsverband, Dresden), da der Verband
300 angegliederte Verbände mit 12 000 Einzelmitgliedern zählt.
Der Deutsche Industrievereinsverband ist die größte und leistungs-
fähigste Streifenleistungsgesellschaft der deutschen Indu-
strie. In den Mitteilungen werden all die künftigen Fragen
behandelt, die sich in einem so umfangreichen Gebiete mit dem
unserer Industrie bei den Tag für Tag sich überlopfenden neuen
Verordnungen nur allzu sehr häufen. Es werden da behandelt
das Versicherungswesen für Angestellte, die Verordnung über
die Beschäftigung Schwerbehinderter, der Steuerabzug von
Lohn, das Steuerprogramm der Regierung, die großen Streit-
sachen in den verschiedenen Industrien, die vernehme
Einstellung von Arbeitern als Geselovenen, Tarifverträge,
Tarifvertragspolitik, Arbeitsstarkegesetz, Verordnungen des De-
mokratiekommissars, die rechtliche Bedeutung der Schlicht-
sachsausschüsse usw. Für einen Laien dürfte diese Zeitschrift
kaum Interesse haben.

Seit einiger Zeit erscheinen im Verlag "Seinatlant",
München, **Ehliche Seite**, die vom Fortritt Dr. Ehrlich her-
ausgegeben werden und in zwangloser Reihenfolge in etwa
14 tägigen Abständen auf den Markt kommen. Die ersten sechs

Seite behandeln das Thema "Der Kommunismus in München";
das letzterehene vierte Heft trägt den Titel "Dem Volkswis-
sens entgegen". Stellung zu dem politischen Charakter dieser
Seite zu nehmen, erübrigt sich für uns selbstverständlich. Immer-
hin muß darauf hingewiesen werden, daß sich in ihnen manches
findet, was jedem ruhig und sachlich denkenden Politiker durch-
aus gemeh sein kann. Vor allem liegt da auf das als Sonder-
nummer erscheinende 3. Heft, das "den Unflug der Sanktionen"
behandelt, hingewiesen. Daß die Komodie der Sanktionen allen
Begriffen von Recht und Gerechtigkeit ins Gesicht schlägt,
dürfte wohl jedem Deutschen klar sein. Ob man sich nun aber
aus den Folgerungen anschließen will oder fern, ist in den
Ehliche Seiten aus der Aufgabe der Sanktionen gezogen wer-
den, ist eine andere Frage.

Nach immer die Artikel geblieben sind "Die fliegenden
Blätter" (Verlag Braun & Schneider, München), die allmählich
in die Familienkreise hineingewirbelt werden, lustig darin
herumtollen und -wirden und in jeder Ecke des Zimmers einen
wichtigen Robott des Humors zurüdführen, der noch lange schäfer
und föhrt, nachdem sie schon in die große Familienzeitung
Mappe eingeleigt sind. Die alten sind sie geblieben - in Auf-
machung und Inhalt: große Probleme vermeiden sie, an den
kleinen Teufeln des Lebens ergötzen sie sich, um die Politik
schleiden sie herum, wie die Käse um den heißen Brei. Sie
sind mit einem Wort gemäßigter, aber deshalb vielleicht auch
nicht so pflanz und anziehend wie der Simplicissimus und die
Meggendorfer. Und das ist wohl auch der Grund, warum
man sie fast stets an einem Orte findet, wo der Mensch durch-
aus nichts Aufregendes und Herdenkühnendes vertragen kann,
sondern wo man nur beruhigt, besänftigt und höchstens zu einem
schwachen Lachen angeregt werden darf: in den Wartezimmern
der Ärzte, und namentlich der Zahnärzte. Eine Neuerung
haben die fliegenden Blätter eingeföhrt mit ihrer Notenbe-
lagerung heiterer Musik. Sie haben damit eine wertvolle Bei-
reicherung des Blattes gebracht, die bei den heutigen hohen
Anspruchungen von Musikalien vom Publikum dankbar
begrüßt werden wird, umomehr, als es sich die fliegenden
Blätter angelegen sein lassen, nur gute Originalkompositionen
weiteren Inhalts, in Klaviermusik, modernen Tänzen, Sauten-
lied, Männerchören, ferner in musikalischen Wäßen und Parodien
einer breiteren Öffentlichkeit zu vermitteln.

Eine der in Aufmachung und Auswahl des Gebotenen
geschmackvollsten Zeitschriften ist die **Zweimonatsschrift des In-
terloberges "Das Inleischiff"**. Die Zeitschrift ist genau vor
zwei Jahren gegründet worden, zu einer Zeit, als es sich dem
Zeitschriftenmarkt von Neugründungen fast nicht mehr
man in fast stets an einem Orte findet, wo der Mensch durch-
aus nichts Aufregendes und Herdenkühnendes vertragen kann,
sondern wo man nur beruhigt, besänftigt und höchstens zu einem
schwachen Lachen angeregt werden darf: in den Wartezimmern
der Ärzte, und namentlich der Zahnärzte. Eine Neuerung
haben die fliegenden Blätter eingeföhrt mit ihrer Notenbe-
lagerung heiterer Musik. Sie haben damit eine wertvolle Bei-
reicherung des Blattes gebracht, die bei den heutigen hohen
Anspruchungen von Musikalien vom Publikum dankbar
begrüßt werden wird, umomehr, als es sich die fliegenden
Blätter angelegen sein lassen, nur gute Originalkompositionen
weiteren Inhalts, in Klaviermusik, modernen Tänzen, Sauten-
lied, Männerchören, ferner in musikalischen Wäßen und Parodien
einer breiteren Öffentlichkeit zu vermitteln.

C. H. B.

unmöglich etwas gechehen. Ich sehe unter einem sicheren
Schutz. Und dieser Schutz, gnädige Frau, — sind Sie!"

Man muß sein Unglück mit Fassung tragen, und gar
Unrechtigkeiten gegenüber wird ein Mann von Cha-
rakter seinen Raten mit Berachtung steifen.

Der Mann, ganz so zu handeln, war Emil Anebel.
Die größere Gebensfähigkeit, die ihm Herr Siegfried
Aman dafür ant, daß er die Wohnung des Hinterhauses
unverzüglich räume, wies er stolz zurück. Er werde auch
so gehen, sagte er. Im Gegenteil, man könne ihn jetzt
gar nicht mehr halten, auch für vieles Geld nicht. Und
er habe seine Ehre. Und auf der lasse er sich von nie-
mandem beunruhigen.

"Auch von Ihnen nicht, Herr Aman," sagte er, "denn,
wissen Sie, — einen Mann, wie ich bin, — dem kann
einer von die Sorte wie Sie noch lange nicht —"

Das war zwar etwas unklar, aber doch deutlich. Es
schneit die Drähte, die mehr als fünfundzwanzig Jahre
lang die beiden Familien Aman und Anebel, das Vor-
der- und das Hinterhaus, verbunden hatten, glatt ent-
zwei. Und jeder Versuch, da noch etwas zu leisten oder
zu verfeinern, war aussichtslos und unmöglich.

"Und was Ihnen Sohn anbelangt, den Stillfried,"
verabschiedete sich Emil Anebel, "den lassen Sie man wis-
sen, was Emil Anebel Ihnen segelt hat: noch einmal,
wenn ich ihm treffe bei meiner Zuse, — ist ihm nun dann,
da er braun und blau wird! ... Und damit bleiben Sie
hüßlich gesund, Herr Aman! Was sind nu miteinander
fertig!"

So handelte Emil Anebel, der, wie seine Frau nun
meinte, ein edler Mann und ein aufrechter Charakter war.
Er tat sich gleich nach neuer Arbeit um und fand sie
schon nach drei Tagen. Er fand sie in demselben vor-
nehmen Viertel, das ihn bisher beherbergt hatte, und wieder
war es ein kleines Hinterhaus, in das er einzog, und
wieder war vor dieses ein pompöses Vorderhaus hinge-
plangt, eine Villa mit allem Komfort der Reueit, mit
Park- und Wasserkunstwerken und mit Selbstbehaltung.

Als ob nichts geschehen wäre, so diente er nach kaum acht
Tagen schon wieder seinem neuen Herrn, der diesmal
Sally Sohn hieß und der glücklicherweise nur verheiratete
Söhne hatte.

"Man soll einer Sache, die nicht zu ändern ist, nicht
nachwehen," dachte die Anebelin.

Seitdem man bei den Amana ihrer Tochter das himmel-
schreudere Unrecht zugehört hatte, war sie merkwürdig still
geworden. Es kam wohl vor, daß sie, wenn sie sich
allein und unbelauscht wußte, dann und wann eine Träne
aus den Augen wuschte, doch diese Anwandlungen von
Schwäche gingen schneller vorüber. Sie nahm ihr Platt-
eisen fetter in die Hand und fuhr damit über die leucht-
e Wäsche hin, daß diese nur so zischte. Wenn die Anebelin
sich mit Berganigungen trösten konnte, sobald ihnen irgend
ein Lebensplan zerstört wurde, so mußten das die Amana
eben notgedrungen mit der Arbeit tun.

"Von jetzt an, Wäbel," sagte sie zu ihrer Gufte,
"wirste fetter bei die Wätereit zureiten. Die Sache mit
dem Herrn Stillfried, — der war ein Traum. Den habe
ausgeträumt. Heul' nich, heiß die Zähne zusammen und
denk an wat anderes! Et gibt Männer noch reichere jenu!
Et muß ja diesmal nicht gerade ein Millionär sind!"

Und Gufte heulte wirklich nicht, sondern biß die Zähne
zusammen und dachte an etwas anderes. Gewiß, es gab
Männer genug, die wußte das viel besser als ihre Mutter.
Sie brauchte sich ja nur auf der Straße Wäden zu lassen,
und so folgten ihnen oder zwei an ihren Ferien zu haben.
Und es war hin und wieder einer darunter, der den
Vergleich mit dem jarten Stillfried mehr als ansahit.

Freilich, solche Gedanken wurden ihr nicht leicht. Sie
empand ein jedesmal Beweiensbeweis, wenn sie die Schwei-
deleien anhöre, die ihr der oder jener sagte. Im großen
und ganzen sagte so ein jeder immer ein und dasselbe,
und individuell hatte sich in der Beziehung nur Still-
fried ausgedrückt. ... Galt, Stillfried! Den hatte sie
wirklich geliebt. Und er ...

"Gulike nu schon wieder!" sankte sie ihre Mutter
aus. "Konnte den Augen gar nich weissen?"

Gufte wuschte sich die Tränen aus den Augen und wurde
rot. Mein Gott, sie heulte diesmal wirklich nicht, weil
sie Stillfried nicht vergessen konnte, sondern weil sie ge-
hört, ihrem Vorfaz ungetren, einem jungen Manne, der
sie mit glühenden Worten beschworen hatte, für heute
abend ein Rendezvous bewilligt hatte.

"Ach, Mutter," sagte sie, "ich glaube, es ist gut,
wenn ich heute abend ein wenig an die frische Luft gehe.
Ich habe Kopfschmerz."

"Det is keen Wunder," brummte die Anebelin. "Ich
man. Aber jetz nich lange."

So ging denn Gufte, obwohl sie insgehend halb ge-
schloß, halb geschloß hatte, die Mutter würde ihr das ver-
bieten. Und so traf sie an der verabschiedeten Straßenein-
gung, die gar nicht weit von dem Amanaichen Grundstüd
entfernt war, den bewußten jungen Mann.

Das, was man einen jungen Mann nennt, war er
eigentlich gar nicht, er mochte vielmehr in den Jahren sein,
die ein heratsjähriges Mädchen als die besten ansieht;
zu ungefähr in den ersten Dreißigern.

Er war weder hüßlich noch hüßlich, dafür ausgepöcchen
elegant. Als er vor Gufte sehr artig den Hut zog, wurde
es offenbar, daß sein mit peinlicher Sorgfalt gepflegtes
Haar sich bemähte, gewisse lichte Stellen zu verbergen.
Gufte hatte scharfe Augen. Sie bemerkte es sofort.

"Doktor Moorfer," stellte sich der Elegante vor. "Ich
dante Ihnen, Fräulein, daß Sie gekommen sind. Ich
hatte es eigentlich gar nicht erwartet."
"Es ist auch nur ein Zufall," sagte Gufte. "Sie ver-
danken das einem anderen."
"Der Ihnen unten geworden ist," lächelte Doktor
Moorfer. "Na, das tut nichts. Ich hoffe, Sie werden ihn
schnell vergeffen."
Er hatte eine überlegene Art, zu reden, in einem Tone,
der halb Ironie, halb Zärtlichkeit war. Gufte tat es
wohl, ihm zuzuhören. Trotzdem hatte sie keinen anderen
Dank, als daß Stillfried jetzt aus dem Hause treten
würde, damit er läse, wie sie sich an ihm rächte. Nicht
ohne Absicht hatte sie den Weg in der Richtung nach dem
Amanaichen Grundstüd eingeleigt.